
Nr. 213 — **Bromberg, den 17. September** — **1933.**

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(17. Fortsetzung.)

18.

Als Pierre Escandon erfahren hatte, daß jener verhängnisvolle Brief von Oliver Barring stammte, war er sich sofort klar darüber gewesen, welche tiefe Erschütterung diese Entdeckung in Diane hervorrufen mußte und daß es jetzt nicht an der Zeit war, ihr von seiner Liebe zu sprechen. Er war also schon am nächsten Tage weiter gewandert.

In den folgenden drei Monaten durchzog er den ganzen Süden des Landes und hetzte auch dort überall zum Aufstand gegen die Amerikaner. Ein paarmal entging er nur mit genauer Not der Gefangennahme. Aber weder eine drohende Gefahr, noch seine Sehnsucht nach Diane konnten ihn dazu bewegen, diesen Teil des Landes zu verlassen, ehe er nicht seinen Reiseplan durchgeführt hatte.

Schließlich schien es ihm an der Zeit, wieder nach der Hauptstadt zu gehen, um festzustellen, wie weit seine dortigen Helfer die Bewegung gefördert hatten. Der Überlandmarsch von Saltron, seiner letzten Station an der Südküste, nach Port au Prince, bot ihm nicht nur Gelegenheit, endlich wieder bei Mama Zouzou vorzusprechen, sondern noch einen anderen wichtigen Besuch zu machen: bei einem der geschicktesten Zauberer und Giftmischer Haitis, der am Westabhang des Mont Noir in einem einsamen Gehöft hauste und unter dem Namen Onkel Chico im ganzen Lande gesucht und gefürchtet war. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war spät am Abend, als Pierre Escandon vor Mama Zouzous Hütte anlangte. Die Tür stand offen, aber kein Lichtschimmer drang heraus. Er trat ein und rief Mama Zouzous Name. Niemand antwortete. Auch in dem kleinen Anbau an der Hinterseite der Hütte, wo sonst die Dienerschaft der Mamaloi, ein Junge und zwei Mädels, gewohnt hatten, fand Escandon keinen Menschen. Doch da erklang plötzlich das dumpfe Tomtom der Wudutrommeln vom Tempel her; Pierre hörte an den verschiedenen Tönen, daß alle drei zugleich geschlagen wurden.

Auf seinen nackten Sohlen eilte er zu dem Houmfort. Die Tür war nur angelehnt. Lautlos schlich er sich bis dicht heran und spähte durch den Spalt:

Der Raum war nur durch eine Öllampe schwach erleuchtet. Vor dem Altar hockten die Priesterin, Diane und Tristan. Die größte der Wudutrommeln, die Muttertrommel, wurde von Mama Zouzou selbst geschlagen, — die mittlere, die Vatertrommel, von Tristan, — der Boulang, das Trommelkind, von Diane.

Jetzt begann die Mamaloi mit dumpfer und von Leidenschaft bewegter Stimme zu singen:

Oh, moun blanc, moun infidel!
comma ou pas vlé rivé?
Vini, vini caill' Damballa!
Oh 'couté, li élé ou!
Ah, Damballa élé ou!

Pierre Escandon erschrak nicht wenig über den Sinn dieser Worte: ‚Du ungetreuer weißer Mann, weshalb kommst du nicht wieder? Kehre zurück in Damballas Haus! Hör', er ruft dich!, — Was sollte das bedeuten? Hatte Diane etwa dem Amerikaner seine schwere Schuld vergeben? Ersehnte sie ihn zurück?

Wieder und wieder sang die Priesterin diesen Spruch, lauter und lauter dröhnten die Trommeln, bis die Beschwörung endlich mit einem Fortissimo abbrach.

Wenn aber noch etwas gefehlt hatte, Escandons Befürchtung zu bestätigen, so war es die Szene, die nun folgte: Mama Zouzou reichte ihrer Enkelin einen sonderbaren Gegenstand, ein Knäuel von Haaren, Kräutern und Stoffetzen. Diane drückte dieses Ding an ihre Brust und begann mit zärtlich flehender Stimme zu singen:

Cher zami, quand ou rivé
moin fai ou tou plein caresse!
Ah, plaisi là nou p'goutté!
Zamour pour duré sans cesse!

Ah, songé: n'a pas com'oin
fi tan joli, fi tan dou!
Vini, vini don caill' moin!
Aut' ou p'regetté toujou!

Diane verhieß also dem Geliebten die süßesten Zärtlichkeiten, — versicherte ihm, daß er nie wieder ein Mädchen wie sie finden und es ewig bereuen würde, wenn er nicht zurückkäme. —

Das war mehr, als der enttäuschte Pierre Escandon ertragen konnte. Aufstöhnend warf er sich ins Gras und weinte wie ein Kind.

Er merkte nicht, wie Mama Zouzou nach einer Weile allein aus dem Houmfort kam. Erst als sie, durch sein Schluchzen aufmerksam gemacht, neben ihn trat und ihn anrief, sprang er auf und wollte wortlos davongehen.

Die Priesterin, die ihn jetzt, trotz der Dunkelheit, an seiner mächtigen Gestalt erkannte, hielt ihn zurück. „General Escandon! Was machst du hier? Was ist dir? Wenn ein Mann wie du weint, muß etwas Schlimmes geschehen sein."

Da schlug sein Schmerz in Zorn um: „Wer sollte nicht weinen, wenn er solche Schande sieht und hört!" rief er wütend. „Den Weißen, den Treulosen, den Angeber, den Verleumder, den Mörder von Dianes Vater und Brüdern ruft ihr zurück! Habt ihr denn nicht mehr einen Funken von Stolz..."

„Halt den Mund, General!" unterbrach ihn die Priesterin grob. „Du bist ein tapferer Mann, aber, wie es scheint, ein Dummkopf. — Begreifst du nicht, weshalb Damballa den Amerikaner hierher rufen soll? — weshalb Diane seine Träume durch ihre Liebeslieder so lange beeinflussen soll, bis er es vor Sehnsucht nicht mehr ertragen kann und kommen muß? —

Weil sie auch an ihm Rache nehmen will! Weil er der eigentlich Schuldige ist, der seiner Strafe nicht entgehen darf!"

„Mama Zouzou! Ist das die Wahrheit?"

„Die Mamaloi lügt nicht, mein Freund."

Pierre Escandon atmete erleichtert auf. „Verzeih, aber ich war so empört..."

„Und so enttäuscht, weil du Diane liebst und noch immer auf sie hoffst."

„Woher weißt du das?" fragte Pierre naiv.

„Ich bin ja nicht ganz so dumm, wie du, General."

„Wenn der Weiße aber nun doch nicht wiederkommt?"

„Er wird kommen."

„Was war denn das für ein Ouanga, den Diane beim Singen gegen ihre Brust drückte?" erkundigte sich Escandon jetzt.

„Ein kleines Bild von dem Amerikaner ist darin. Er hat es Diane einmal geschenkt."

„Ein Bild!" rief Escandon erfreut. „Dann braucht ihr mit eurer Rache nicht zu warten, bis er wiederkommt! — Ich war gestern am Mont Noir bei Onkel Chico, um mir Gift bei ihm zu holen — für ein paar Verräter in Port au Prince, die mit den Amerikanern gemeinsame Sache machen. Da hat mir Onkel Chico gesagt, daß er jeden Menschen auf jede Entfernung mit Sicherheit töten könne, von dem er ein Bild habe oder ein Kleidungsstück, oder auch Haare oder Fingernägel."

Die Wudupriesterin lachte höhnisch auf. „Dazu brauche ich nicht Onkel Chico! Das kann ich ebenso gut wie er. Aber Dianes Rachegelüsten genügt das nicht. Sie hat noch anderes mit dem Amerikaner vor und will ihn deshalb hier haben."

Pierre Escandon schwieg eine Weile. Dann schien er sich einen Ruck zu geben und fragte: „Glaubst du, Mama Zouzou, daß Diane einwilligen würde, meine Frau zu werden?"

„Ich weiß es nicht. Du kannst sie ja fragen."

„Sie müßte freilich vorläufig noch bei dir bleiben oder in ihrem Hause in Port au Prince. Denn ich will erst mein Werk, den Aufstand gegen die Amerikaner zustande bringen und zu Ende führen. Aber ich würde meine Frau so oft wie möglich besuchen. Hier wäre ich natürlich sicherer als in der Hauptstadt."

„Nach Port au Prince wird Diane so wie so nicht zurückkehren, denn das Haus ist verkauft", erwiderte die Priesterin. „Die Regierung hat ihr unterdessen auch einen neuen Vater gegeben." — Mama Zouzou meinte damit einen Vormund. — „Er heißt Leon Henriquez, und er hat sagen lassen, daß die Geschäfte sehr schlecht gingen. Bisher hat er Diane erst einmal Geld geschickt. Eine so reiche Frau, wie du denkst, General, würdest du also nicht bekommen."

„Ich will nicht eine Gourde haben, verstehst du!" fuhr Escandon beleidigt auf. „Ich werde selbst einmal viel reicher sein, als Napoleon Touzard je gewesen."

„Und eine so schöne Frau, wie du glaubst, würdest du auch nicht bekommen. Diane hat ein Gelübde getan, daß sie sich nicht eher wieder waschen und kämmen und nicht eher ihr Kleid wechseln wird, bis sie an dem Amerikaner Rache genommen hat."

„Sie hat recht", erklärte Escandon. „Und sie ist mir schön genug, auch wenn sie sich nicht wäscht und kämmt."

„Dann tritt nur ein, General!" sagte Mama Zouzou, die immer freundlicher geworden war. Sie schob Escandon in die Hütte und machte Licht.

Als sie den Raum wieder verlassen wollte, um ihre Enkelin zu rufen, trat Diane schon auf die Schwelle. Sie blieb einen Augenblick überrascht stehen und wendete sich dann ab, um zu entfliehen, denn sie schämte sich vor Escandon ihrer vernachlässigten Erscheinung.

Erst jetzt bemerkte Escandon, daß Diane schon ganz verwildert aussah. Ihre langen Haare hingen wirr über Wangen, Schultern und Rücken, und als einzige Kleidung trug sie einen kurzen Sack, in den für Kopf und Arme Löcher geschnitten waren, — das landesübliche Gewand für Büßerinnen oder für Frauen, die ein Gelübde getan haben und dafür von den Göttern die Erfüllung einer Bitte erhoffen.

Mama Zouzou hielt ihre Enkelin am Arm fest: „Bleib nur hier! Du brauchst dich vor dem General nicht zu schämen!"

Escandon trat auf Diane zu und reichte ihr die Hand: „Ja, bleib nur! Ich müßte sonst ja auch vor dir davonlaufen, weil ich meine schöne Uniform nicht mehr habe." Und wehmütig lächelnd fügte er hinzu: „Weißt du noch, wie wir im Trianonklub zusammen die Merinque tanzten und alle Leute auf uns schauten? — Ja, ja, da sahen wir anders aus als heute! Mir ist, als ob seitdem schon Jahre vergangen wären."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schweren Herzens, aber nicht ohne Hoffnung, verließ Pierre Escandon schon am folgenden Tage wieder Mama Zouzous Hütte. Diane hatte seine Werbung nicht abgewiesen, aber ihm erklärt, sie dürfe erst dann einem Manne angehören, wenn sie ihre Rache an Oliver Barring vollzogen habe; das sei ein Teil ihres Gelübdes. Und damit hatte sich Escandon bescheiden müssen.

19.

Von Monat zu Monat hatte das haitianische Volk gehofft, daß die Amerikaner endlich ihr Versprechen einlösen und ihre Truppen zurückziehen würden, denn die Voraussetzungen waren erfüllt: Die Ordnung im Lande war wiederhergestellt, die Republik hatte längst wieder einen Präsidenten und eine verfassungsmäßige Regierung. Aber die Amerikaner zeigten sich nicht gewillt, ihre Herrschaft wieder aufzugeben, obgleich in den Vereinigten Staaten selbst Bedenken und Proteste gegen die Fortdauer der Besetzung und die Art der Behandlung Haitis laut wurden. Die formell aufrechterhaltene Selbständigkeit der schwarzen Republik war zu einer lächerlichen Farce geworden: Ein „Hoher Kommissar" war dem Präsidenten von Haiti zum Vormund bestellt und jedem Minister war als „Berater" ein amerikanischer Beamter beigegeben.

Während das eigentliche Volk den weißen Eindringlingen feindlich, aber passiv gegenüberstand, hatte sich in der Oberschicht eine mehrfache Spaltung vollzogen: Die Nationalisten wünschten die Entfernung der Amerikaner um jeden Preis, selbst auf die Gefahr eines neuen Bürgerkrieges hin. Eine andere Partei war dafür, den Amerikanern Zeit zu lassen, ihre Reformen durchzuführen, und sie erst dann aus dem Lande zu vertreiben. Wieder andere waren für Anschluß des Landes an die Vereinigten Staaten. Aber es gab auch eine große Anzahl gebildeter Haitianer, die nur bestrebt waren, aus den Zuständen geschäftliche und sonstige persönliche Vorteile zu ziehen, und sich zu willen- und schamlosen Werkzeugen der fremden Machthaber hergaben.

Von allen diesen Richtungen und Gruppen unterstützte nur die erste, die unentwegten Nationalisten, Pierre Escandons Bewegung durch heimliche Zuwendungen. Aber die Beträge reichten bei weitem nicht, um die für einen wirkungsvollen Aufstand nötigen Waffen einzukaufen und einzuschmuggeln. So wäre seiner Bewegung, trotz unermüdlicher Tätigkeit, wohl der Erfolg versagt geblieben, wenn nicht die Amerikaner, neben allen ihren humanen und großzügigen Reformwerken zwei große Dummheiten begangen hätten: die Zerstörung von Wudutempeln und die Einführung der Zwangsarbeit.

Es war der amerikanische Gendarmeriekommandant, der diesen unheilvollen Einfall gehabt hatte. Er berief sich dabei auf ein längst in Vergessenheit geratenes haitianisches Gesetz, nach dem jeder Bürger verpflichtet sein sollte, innerhalb seines Zuständigkeitsbezirkes am Straßenbau mitzuarbeiten. Aber die Amerikaner hielten sich nicht einmal an den Wortlaut dieses Gesetzes, sondern zwangen die Haitianer, auch in fremden Bezirken zu arbeiten, und oft wurden Widerspenstige dabei wie Verbrecher behandelt.

Bessere Propagandamittel, als diese ungeschickten Maßnahmen, hätte sich Pierre Escandon nicht wünschen können. Er diktierte einem seiner Vertrauten, der des Schreibens kundig war, einen schwungvollen Aufruf. Es hieß darin:

...Nun aber wissen wir, was hinter Amerikas Ordnungsliebe steckte: der Wunsch, die Sklaverei in Haiti wieder einzuführen! Wieder müssen wir, wie einst unsere Vorfahren, für die Weißen arbeiten. Und wer es wagt, diese Sklavenarbeit unter Berufung auf das Völkerrecht zu verweigern, der wird in Ketten zur Arbeitsstätte geschleift und bekommt die Peitsche zu spüren — wie einst unsere Vorfahren. Und doch waren die noch besser daran, als wir es heute sind, denn sie durften wenigstens zu ihren Göttern beten. Unsere Tempel aber, unsere Altäre und heiligen Trommeln zerstören die weißen Eindringlinge mit frechen Händen und nehmen uns so auch noch das Allerletzte!...

Dieser Aufruf wurde in Tausenden von Exemplaren heimlich gedruckt, über das ganze Land verteilt und von den

des Lesens Kundigen mündlich verbreitet. Und das gab Pierre Escandons Bewegung einen gewaltigen Aufschwung.

Die amerikanischen Behörden in den Städten merkten kaum, wie die Lust und der Wille zum Aufstand um sich griffen, wie die wilden Urinstinkte dieser Afrikaner zu neuem Leben erwachten und der alte heidnische Götzendienst die Menschen stärker denn je in seinen Bann zog.

Unzählige Hühner, Ziegen und Rinder wurden in den unversehrt gebliebenen Wudutempeln geopfert. Seit vielen Jahrzehnten war es nicht mehr zu so orgiastischen Götzendiensten gekommen. In allen Teilen des Landes erklangen allnächtlich die Wudutrommeln, rief der eindringliche Rhythmus des alten Damballa-Marsches die fanatisierte Menge zum Petro-Service. Und in allen Houmforts erklang wieder der uralte afrikanische Haßgesang gegen die Weißen, dessen Worte niemand mehr mit Sicherheit zu deuten wußte:

A ia bombaia bombee,
lamma sana na quana!
E van vanta,
vana docki!

Und eines Tages ging eine schlimme Parole von Mund zu Mund und verbreitete sich über ganz Haiti. Wer sie ausgegeben, wußte niemand, doch alle glaubten fest daran: Es gäbe nur ein einziges Mittel, die Götter dazu zu bewegen, die Amerikaner wieder aus dem Lande zu jagen, und das wäre das Opfer eines „cabrit sans corn", eines Bockes ohne Hörner. Und jedermann wußte, daß damit ein Mensch gemeint war.

(Fortsetzung folgt.)

Tragödie im Atelier.

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Sie sind heute so verknurrt, Larßen", sagte Ritschel, der Regisseur, als man sich nach den anstrengenden Aufnahmen in der Kantine des Ateliers zu einem Erfrischungstrunk eingefunden hatte.

Der Schauspieler zerdrückte nervös seine Zigarette. „Seit acht Tagen keine Nachricht — so einfach auf und davon — weiß der Himmel, ich habe sie doch erst zu etwas gemacht."

„Haben Sie die Frau denn geliebt?"

„Natürlich, aber davon verstehen Sie ja nicht viel — entschuldigen Sie, Ritschel, aber in solchen Sachen sind Sie mir zu weltfremd. Geahnt habe ich ja schon immer, daß sie nicht seßhaft ist. Aber man wird alt, und es ist ein scheußliches Gefühl, allein zu sein und zuzusehen, wie die anderen . . ."

Ritschel sah ihn mit einem merkwürdigen Blick an. „Und was werden Sie nun tun?"

„Gar nichts — betrinken werde ich mich. Was denn weiter?"

„Gut, wenn Sie keine anderen Gedanken haben. Aber ich schlage Ihnen etwas vor: Morgen ist für uns Feiertag — Tag der Toten — das Atelier bleibt geschlossen. Aber ich möchte die Zeit nicht ungenutzt lassen. Ich habe den Liebold bestellt. Er soll mir im Vorführraum die neuen Szenen zeigen, die wir gedreht haben, vielleicht auch ein paar andere Filmteile — wir müssen sparen — also wenn Sie auch kommen wollen, um fünf Uhr haben wir eine kleine Sondervorstellung für uns."

Gut gemeint, dachte Larßen; und weil es der Regisseur vorschlägt — also gut, einverstanden.

Der Portier wunderte sich über den Feiertagsbesuch. Auch heute arbeiten, wo alle Menschen an ihre Toten denken? Er öffnete den beiden Herren den kleinen Raum, der den Regisseuren das Anschauen ihrer eigenen Aufnahmen, die Erprobung der Bildwirkung, und damit Kritik und Bearbeitung ermöglichte. Das Licht erlosch. Ritschel und Larßen saßen nebeneinander. Halblaut sprachen sie, ließen den Vorführer die eine oder andere Szene wiederholen. —

Und dann wurde es auf einmal ganz still im Atelier. Verwundert sah Larßen auf die Bilder, die jetzt vor ihm abrollten — ein alter Film — wie kam Ritschel nur darauf? Ein alter Film, der eine Welt von Erinnerungen in ihm lebendig machte. Denn die Frau dort auf der Leinwand, ach, ein Mädchen von neunzehn Jahren war es ja nur, hatte er geliebt. Geliebt? Er hatte eine glückliche Zeit mit ihr verlebt, nachdem er sie an sich gerissen, ehe sie das Leben um sich erkannte. Sie war immer ein wenig zerbrechlich gewesen und schließlich wieder in der Menge untergetaucht. Er hatte nie mehr von ihr gehört. Und jetzt sah er sie wieder, die anmutigen Bewegungen ihres Körpers, die beredte Sprache ihrer Hände, das Stillwerden der Augen, wenn sie küßte —

„Gefällt Ihnen der Film?" fragte Ritschel halblaut.

„Lassen Sie doch aufhören!" Larßen ertrug es nicht mehr. Beklemmung schnürte ihm die Kehle zu — was sollte das alles bedeuten?

Ritschel stand auf. „Ich danke Ihnen, Liebold. Sie können gehen. Machen Sie Licht!"

Als der Operateur gegangen war, suchte Larßen unter einem Lächeln seine Verlegenheit zu verbergen. „Eine merkwürdige Auswahl haben Sie da, Ritschel."

Das Gesicht des anderen schien unverändert, ernst, wie aus Stein. „Ist die Wahl so merkwürdig, heute an dem Tage, der den Toten gehört? Gestern schienen Sie vergessen zu haben. Gestern jammerten Sie, daß Sie allein gelassen wurden. Ich aber habe nicht vergessen und immer auf diesen Tag gewartet, um Sie zu fragen: Warum haben Sie diese, gerade diese allein gelassen?"

Larßen biß sich auf die Lippen. Die Luft in dem Raum erdrückte ihn. „Warum rühren Sie diese Geschichte auf? Wie kommen Sie zu diesem Film? Das ist doch so lange her —"

Ritschel sah den anderen nicht an. Seine Augen gingen abwesend über ihn hinweg wie in eine andere Zeit hinein. „Lange? Ja, vielleicht — sie ist ja auch schon lange tot. Mehr blieb auch mir nicht als dieser Film. Er ist mein Eigentum." Seine Stimme wurde immer leiser. „Ich habe dieses Mädchen geliebt. Sie war die einzige Frau, der ich gern mein ganzes Leben gegeben hätte. Sie hat es nicht gewollt. Aber Larßen, wenn Sie sie mir nahmen, warum hielten Sie sie nicht fest? Heute ist der Tag der Toten. Denken Sie jetzt auch an eine, die Ihnen Freude gab und die allein war, als sie starb?"

Langsam war Larßens Gestalt hochgewachsen. Gedanken, Erinnerungen überstürzten sich in ihm, eine ungeheure Spannung würgte in ihm. Dann riß er sich zusammen. Heiser, aber beherrscht klangen seine Worte.

„Ich will Ihnen antworten, Ritschel. Ich habe damals nichts von Ihnen gewußt. Aber es ist gut, daß ich heute sprechen kann, gerade heute. Warum ich diese Frau allein ließ? Weil ich sie nie ganz gewinnen konnte, weil sie mir innerlich immer fremd blieb, weil ihre Gedanken, vielleicht ihre Liebe immer einem anderen gehörten — einem, der sie nicht festgehalten, sondern dem ersten, der nach ihr verlangte, überlassen hatte. Jetzt weiß ich, welcher andere zwischen ihr und mir stand. Wollen wir noch darum streiten, warum diese Frau allein war, als sie starb?"

In Ritschels Gesicht zuckte es. Eine heiße Lähmung befiel ihn. Der Raum um ihn schien zu versinken, vor seinen Augen standen plötzlich wieder die Bilder, die er eben gesehen — das heitere Lächeln, das Heimatgefühl in der Geste des Anschmiegens — er hatte ihr gefehlt, als sie vielleicht, verirrt, wieder bei ihm zu Hause sein wollte; er hatte sie aufgegeben, als sie vielleicht ihn gerade brauchte; er hatte heute dem anderen einen Spiegel vorhalten wollen, jetzt sah er selbst hinein. —

Verwundert fühlte Larßen die kalte Hand des Regisseurs in seiner. „Nun sind wir ja auch allein . . ."

Sie traten in den feuchtkalten Novembertag hinaus. Vor der Mauer eines Friedhofs, in der Nähe des Ateliers, standen noch Blumenfrauen mit Körben voll Astern. Larßen blieb nachdenklich stehen.

„Ritschel", sagte er nach einer Weile, „mir fällt ein altes Lied ein: „Die letzten roten Astern trag' herbei". — Lachen Sie mich jetzt nicht aus: Sie dürfen es mir nicht verwehren, den Film noch einmal zu sehen. Und dann — ja, dann stellen wir recht viele Blumen in das Zimmer, das ist nicht viel, aber . . ."

Da standen die beiden Männer, in deren Gesichter das Leben manche Spuren eingegraben hatte, eine Weile still. Und es war, als ob der Kopf des Regisseurs noch mehr in dem hochgeschlagenen Mantelkragen versänke, als er jetzt sagte: „Nein, nein — ich lache nicht — wir brauchen auch niemand davon zu erzählen . . ."

Langsam tropfte es von den Bäumen.

Unser Freund Besch.

Skizze von Albert Kreiß-Münster.

Unser Freund Besch hat seinem Leben gegeben, was ihm immer fehlte. Es sind gar keine Bedenken zu hegen wegen der stattgefundenen Umstellung. Besch bleibt Besch.

„Vergiß den Tabak nicht, Alma!“ rief er seiner Frau nach, die mit zwei Armkörben auf dem Wiesenwege unter den Pappeln war.

„Das Kind!“ antwortete Frau Alma, stieg über das Heck und verschwand dann flink auf dem Heidewege.

Besch hackte das Gartenbeet weiter. Er dachte an Dünger, Kompost, Saat und Pflanzen, hoffte auf Regen und lachte sich eine Freude in den Leib über die pfündigen Rotflossen, die er am Morgen in der Frühe mit der Reuse aus dem Fluß geholt hatte. Alma trug nun die Fische nach dem Dorf und würde sie gut an den Gastwirt verkaufen, ja, und Gläser würde sie besorgen zum Einkochen und den Tabak nicht vergessen. Besch sollte den Spargel stechen, richtig. Die Tomaten mußten aber auch angebunden werden. Da gab es auch Disteln und Löwenzahn. Weg damit! Dann schrie das Kind.

„Elisabeth!“

„Da — da“, sagte das Kind und kam herbei gestolpert. Besch nestelte seinen Leibriemen ab, weil seine Hosen ohnehin festsaßen. Das Kind konnte doch nach dem Schlehdorn laufen und sich verletzen, und es konnte auch den Flußhang hinunter fallen. Es war notwendig, ein Loch in den Riemen zu stechen, damit er dem Kinde paßte. Besch ging in die Hütte, in die gute, zweiräumige Hütte aus Tannenholz mit eingebauten Wandschränken und all dergleichen. Ja, und außerdem war dieses Wohnhaus dick beworfen mit einer Mischung aus Sand, Wasser und Kuhdung, einer steinharten, steinähnlichen, mit Hilfe der Sonne gewordenen Stofflichkeit, bei der sich die Baupolizei beruhigt hatte. Ja, nun die Wäscheleine her und das Kind angeleint! So hatte Elisabeth doch um eine der Pappeln einen Spielraum in der Sonne und im Schatten. Nichts konnte vorsichtiger sein.

„Da—da, su—uh!“ sagte das Kind und haschte nach einer Hummel. Das Gras roch süß. Enzian und Tymian leuchteten. Die Luft flimmerte von all dem Sonnenglanz. Besch sah nach dem Raps, nach dem Mais, nach der Gerste, dachte an seine Ölpresse und an Hühnerfutter. Er war eben ein richtiger Landmann geworden, seitdem er seine Stellung bei dem Verkehrswerbeamt in der Stadt und dort seine Wohnung mit dem blanken Messingschild, auf dem wir alle lasen: „Besch, Maler“, verloren hatte.

Das Messingschild hatte Besch unten im Flußufer an den Pfahl genagelt, der für die Fischreuse eine Art Anker war. Manchmal legten hier die Sonntagsgäste an mit den Booten, und sie fanden noch immer, daß Besch nicht mehr arbeitete, daß er kein Maler mehr war. Nur ein Bild, das niemals fertig wurde, hatte Besch in der Hütte, das Bildnis seiner Frau.

Der Fluß spülte leise vorbei, und die Pappeln flüsterten. Über die nahe Viehweide schritt die Rinderherde, zupfte, kaute, mählte. Langsam, nacheinander kamen die Tiere näher, schoben sich an der Umzäunung entlang, rieben sich die Nackenfelle an den Pfählen und schauten neugierig her.

„Da—da“, sagte das Kind.

Ein schwarzer Bulle schnob auf und knurrte tief. Mit schwarzen Augen stand er steif da und reinigte mit langer, gebogener Zunge seine Nüstern.

Jetzt ließ sich Besch wieder einmal gehen. Befallen von Traum und Andacht, in der Weise, die wir alle an ihm kennen, legte er langsam die Hacke hin. Er holte Farben und hängte das unvollendete Bildnis seiner Frau an einen Baum. Indigoblau, Kobalt und Erdfarben mischte er, ja, und in seiner gelassenen Art, die ihm früher den schönen Ruhm eingetragen hatte, in seiner schnellen und sicheren Art, bedeckte er mit den dunklen Farben das Bildnis seiner Frau, malte den Bullen, schuf ein neues Werk.

Dann sank er, wohlig stöhnend, ins Gras, starrte den Himmel an und schlief ein. Die Hummeln summten, die Libellen schwirrten, das Vieh schnaufte, und das Kind lallte.

Soweit bin ich unterrichtet.

Als Frau Alma zurückkehrte, entfuhr ihr ein Schrei. Die Umzäunung der Viehweide war durchbrochen. Die Herde zurrte, vor Behagen schnaufend und vor überraschendem Glück hastend, an den Stangenbohnen, hatte Beete zerstampft, und der schwarze Bulle stand unter der Pappel bei dem Kinde und warf mit stampfenden Hufen Erde und Gras herum. „Da — da!“ lachte und schrie das Kind. Der Bulle, ja, der Bulle, er hatte lang seinen kraftvollen Hals gereckt. Mit langer Zunge leckte er nach dem Baum hinauf, leckte die Ölfarben gierig von seinem Ebenbilde.

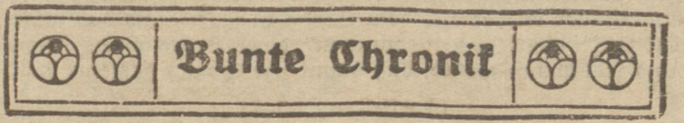
Und der Herr Gemahl, unser Freund Besch, lag da und schlief mit glücklichem, zufriedenem Lächeln. Als Frau Alma, bebend und angstvoll, ihn mit den Füßen stieß, fuhr er auf und stand blitzschnell auf den Beinen.

Der Bulle, gestört, überrumpelt von der überstürzten Bewegung, fuhr herum und floh. Die Herde lief ihm erschreckt durch die Lücke in der Umzäunung nach auf die Weide.

Besch aber stand gähnend vor seinem Werke. Alle Linien waren verwischt. Nur ein Bullenmaul, geblähte Nüstern und die bis zur Unwahrscheinlichkeit zierlich gebogene, hineinfahrende Zunge sah man. — „Es ist das Beste, was ich je gemacht habe. Hast du den Tabak, Alma?“ meinte Besch.

„Ja, Besch, ja“, hauchte Frau Alma.

Im Einklang mit sich, dem Leben, mit Gras und Baum wird uns unser Freund Besch bleiben.

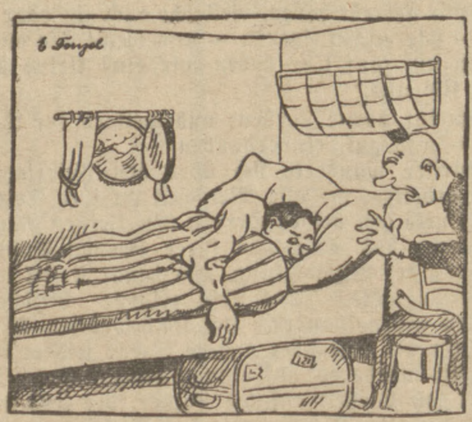


Der Graf will nicht die Straße fegen.

Der Fall, daß ein richtiger Graf — russische Emigranten ausgenommen — als Straßenfeger auftreten soll, dürfte wohl in der Welt nicht so oft vorkommen. In Kopenhagen besitzt der dänische Graf Knud Wilhelm Schulin ein altes Grundstück, und nach dem Gesetz hat er dafür zu sorgen, daß die Straße vor dem Grundstück täglich gefegt wird. Eines Tages hatte der Graf dazu einfach keine Lust mehr und ließ seine Obliegenheiten unerfüllt. Ein Schutzmann, der das entdeckte, klopfte bei ihm an und forderte ihn auf, durch seinen Diener die Straße sauber machen zu lassen. „Ich habe keinen Diener!“ antwortete der Graf. — „Das geht mich nichts an“, bemerkte der Schutzmann, „die Straße muß auf jeden Fall gereinigt werden!“ Über die Zumutung, selber fegen zu sollen, geriet der Graf derart in Wut, daß er den Schutzmann vor die Tür setzte. Der nahm sich seelenruhig den nächsten Erwerbslosen vom Stempelamt und ließ durch ihn die Straße fegen. Das Gericht verurteilte den Grafen zu einer Geldstrafe bezw. zwei Tagen Gefängnis, außerdem wurde ihm zudiktiert, in Zukunft jeden Tag pünktlich die Straße zu fegen.



Schlaftrunken.



„He! Sie! Stehen Sie auf — das Schiff geht unter!“
„Was geht das mich an! Ist doch nicht mein Schiff!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.